Peter Wax

**1700 Jahre Sankt Martin – Heiliger und Mensch**

Festvortrag beim Stifterfest der Stiftung Martinskirche am Martinstag, dem 11. November 2016 in der Sindelfinger Martinskirche

Kaum ein Mensch ist ein Heiliger, aber jeder Heilige war auch ein Mensch, es sei denn, er hat nur in der Legende existiert. Mir geht es heute nicht so sehr um den Heiligen Martin, sondern um den Menschen Martin, auch wenn sich das nicht völlig voneinander trennen lässt.

(1) Über die Lebensdaten von St. Martin habe ich bei anderen Gelegenheiten schon einiges erzählt. Dazu deshalb vorab nur in Kurzfassung noch einmal das Wichtigste:

Es gibt eine Lebensbeschreibung eines Zeitgenossen von St. Martin, der ihn persönlich gekannt hat, die „Vita Sancti Martini“ („Das Leben des Heiligen Martin“) des spätantiken Schriftstellers Sulpicius Severus. Drei Viertel davon sind Schilderungen von Wundertaten und Stereotypen nach dem Muster anderer Heiligenlegenden – Auferweckung von Toten, Spontanheilungen von Schwerkranken, wundersame Errettung aus Todesgefahr und dergleichen – ich lasse das mal so stehen. Dagegen sucht man bei Sulpicius Severus vergeblich nach kalendarischen Daten, und auch Orte werden nur vereinzelt genannt. Beides, genaue Daten und Orte, muss man aus dem Zusammenhang erschließen, insbesondere durch Querverbindungen zu historisch gesicherten Ereignissen, die Severus erwähnt.

Geboren wurde er als Martinus in der römischen Garnisonsstadt Savaria in der Provinz Pannonien, dem heutigen Szombathely im Ungarn. Sein Geburtsjahr ist sehr wahrscheinlich das Jahr 316 n.Chr. Einige Historiker nennen aber auch andere Jahreszahlen vom Anfang des 4. Jahrhunderts. Sein genauer Geburtstag ist unbekannt, und hier muss ich bereits ein wenig Wasser in den festlichen Wein gießen, denn der heutige 11. November ist mit Sicherheit nicht sein Geburtstag; dazu gleich noch mehr.

„Martinus“ ist ursprünglich ein heidnischer Name, er verweist auf den römischen Sonnen- und Kriegsgott Mars, wie unser Monatsname März. Martins Vater war römischer Bürger und Offizier in einer römischen Legion, die in Pannonien stationiert war, und Martin war für dieselbe Laufbahn bestimmt. Er beginnt seine Ausbildung mit 15 Jahren bei der Kaisergarde in Oberitalien. Mit 18 Jahren ist er bereits Offizier bei einer in Amiens in Gallien, dem heutigen Nordfrankreich, stationierten Legion. Zu dieser Zeit, mit 19 oder 20 Jahren, lässt er sich taufen, und in dieser Zeit – er ist noch keine 20 – ereignet sich vor den Toren von Amiens auch das, was in der Legende von der Mantelteilung mit dem frierenden Bettler überliefert ist. Wie lange er danach noch im Militärdienst war, ist unklar, wohl mindestens noch ein bis zwei Jahrzehnte. Dann wird er auf eigenen Wunsch entlassen, lebt einige Zeit als asketischer Einsiedler in Oberitalien und kehrt schließlich auf Veranlassung von Bischof Hilarius – einem der „Kirchenfürsten“ der damaligen Zeit – nach Gallien zurück. Dort wird er von der Christengemeinde zum Bischof von Tours gewählt und am 4. Juli 372 geweiht.[[1]](#footnote-1) Er gründete in seinem Bistum das Koster Marmoutier an der Loire bei Tours[[2]](#footnote-2), eines der ersten christlichen Klöster, hervorgegangen aus der Einsiedlerbewegung. Er selbst lebte weiterhin äußerst asketisch und bescheiden in einer einfachen Behausung. Gestorben ist er im November 397, aber entgegen einer verbreiteten Ansicht nicht am 11. November, dem heutigen Martinstag, sondern am 8. November 397. Der 11. November war der Tag seiner Bestattung, erst mit der Bestattung war sein irdisches Leben beendet – nach damaliger Vorstellung, aber auch nach unserer heutigen. Achten Sie mal bei einer Beerdigung auf die Nachrufe, die dort gesprochen werden, sie beginnen meistens mit Worten wie „Wir müssen heute (!) Abschied nehmen von unserem (unserer) lieben …….“

(2) Jeder Mensch ist ein Mensch seiner Zeit, in die er hineingeboren wird, in der er lebt und die ihn prägt. Das 4. Jahrhundert, in dem Martin geboren wurde und gelebt hat, war nach langen Wirren noch einmal eine Blütezeit des römischen Weltreichs, und es war gleichzeitig die entscheidende Wendezeit für das Christentum. Bis dahin wurden die Christen je nach Laune der jeweiligen römischen Kaiser entweder verfolgt oder geduldet und in Ruhe gelassen. Jetzt wird das Christentum eine anerkannte Religion, und am Ende des 4. Jahrhunderts, also am Lebensende von St. Martin, ist es die offizielle römische Staatsreligion.

Diese Wende ist als „Konstantinische Wende“ in die Geschichtsbücher eingegangen, benannt nach dem römischen Kaiser Konstantin dem Großen, und sie lässt sich auf den Tag und den Ort genau datieren. Der Ort war die Milvische Brücke, eine Brücke über den Tiber bei Rom, und der Tag war der 28. Oktober 312, also 4 Jahre von der Geburt von St. Martin. An diesem Tag wurde an der Milvischen Brücke die entscheidende Schlacht zwischen Konstantin und Maxentius, seinem Widersacher im Streit um die Alleinherrschaft, geschlagen. Am Tag zuvor ist Konstantin, wie er selbst berichtet hat, in einer Vision ein christliches Symbol – wohl das Kreuzeszeichen – erschienen, und eine Stimme hat zu ihm gesagt: „In diesem Zeichen wirst du der Sieger sein.“ Er ließ das Zeichen an den Schilden und Standarten seiner Legion anbringen und errang einen glänzenden Sieg. Und da – so sagte er – habe er erkannt, dass der Christengott mächtiger sei als die römischen Götter. Fortan hat er das Christentum massiv gefördert, hat allerdings auch weiterhin den römischen Göttern geopfert. Und taufen ließ er sich erst auf dem Totenbett. Das war damals nicht so ganz ungewöhnlich. Denn mit der Taufe, so die damalige Vorstellung, waren alle Sünden vergeben und damit war, wenn man sich erst in der Todesstunde taufen ließ, das Leben im jenseitigen Paradies gesichert. Und Konstantin war ein echter Römer, ein pragmatischer Technokrat, der nichts dem Zufall überließ, auch nicht sein Leben im Jenseits.

Sankt Martin war zwar ursprünglich ebenfalls ein römischer Militär und Offizier, aber ihm waren solche Überlegungen fremd. Er hat sich nach langer Vorbereitung auf das Christentum im Alter von etwa 20 Jahren taufen lassen, und sein einziger Beweggrund war seine tiefe Überzeugung von den christlichen Vorstellungen und Werten.

Und hier muss ich auf zwei Glaubensfragen hinweisen, die das Christentum damals wie heute grundlegend von vielen anderen Religionen unterscheiden, sowie darauf, welche Konsequenzen sich daraus ergeben.

Das ist zum einen der Monotheismus, also der aus dem Judentum übernommene Glaube, dass es nur einen einzigen Gott gibt. Römer, Griechen, Ägypter, Germanen – sie alle hatten eine Vielzahl von Göttern. Nach christlicher Überzeugung gibt es nur einen einzigen Gott. Damit hatten allerdings die Christen über Jahrhunderte ein Problem, im Unterschied zum Judentum und einige Jahrhunderte später zum Islam. Probleme bereitete die Dreieinigkeit von Vater, Sohn und Heiligem Geist. Das war irritierend, denn: Gibt es also nicht einen einzigen Gott, sondern mehrere, nämlich drei an der Zahl? Und vor allem: Wie ist das Nebeneinander von Gottvater und Gottes Sohn mit dem monotheistischen christlichen Glauben in Einklag zu bringen? Damals haben sich die christlichen Bischöfe auf Veranlassung von Kaiser Konstantin (der noch gar nicht getauft war!) auf dem Konzil von Nicäa darauf verständigt, dass Gottvater und Gottes Sohn wesensgleich sind. Dennoch ging der Streit, der zu Lebzeiten von St. Martin einen ersten Höhepunkt erreicht hatte, weiter und gab Anlass zu gewaltsamen Auseinandersetzungen, zu Häresievorwürfen und zu Ketzerprozessen. Aber das ist eine andere Geschichte, die ich hier nicht näher ausbreiten kann. Als Ergebnis festzuhalten bleibt, dass das Christentum sich als eine monotheistische Religion versteht, dass es also nach christlicher Überzeugung nur einen einzigen Gott gibt.

Und da ist zum anderen das Gebot der Nächsten- und Feindesliebe, der zentrale Gedanke der Bergpredigt. Dieses Gebot ergibt sich, wie ich meine, nach den Gesetzen der Logik unmittelbar aus dem Monotheismus. Denn wenn es nur einen Gott gibt, dann sind logischerweise ausnahmslos alle Menschen die Geschöpfe dieses einzigen Gottes, und damit sind alle – und das ist entscheidend – vor Gott und den Mitmenschen gleich, egal, ob sie an Gott glauben, welches Bild sie sich von ihm machen und welcher Religion sie angehören.

Aber ich will und kann her keine Predigt halten, das steht mir nicht zu, dazu wäre ich auch der völlig Falsche, und Theologen sehen da vieles auch anders. Ich will nur auf die aus meiner Sicht zwingenden logischen Konsequenzen hinweisen, die sich aus alledem ergeben. Denn diese Konsequenzen sind nichts weniger als das Fundament unseres christlichen Abendlandes oder sollten es wenigstens sein, und St. Martin hat das offenbar auch so ähnlich gesehen, und vor allem: er hat es vorgelebt.

Das macht auf bildhaft exemplarische Weise die Legende von der Mantelteilung anschaulich: St. Martin fragt den Bettler nicht, wo er herkommt, an wen oder was er glaubt und wieso er eigentlich nicht einer anständigen Arbeit nachgeht, anstatt anderen Leuten mit seiner Bettelei auf die Nerven zu gehen. Nein, St. Martin hilft einfach einem wildfremden Mitmenschen, der sich, warum auch immer, in einer Notlage befindet. Damit hat sich der römische Offizier Martinus übrigens ziemlichen Ärger und ein paar Tage Arrest eingehandelt, denn der Mantel gehörte nicht ihm, sondern war als Teil seiner Ausrüstung staatliches Eigentum.

Und noch eines: Niemand kann sich nicht damit herausreden, er glaube sowieso nicht an Gott, also gehe ihn das mit der Nächstenliebe und dergleichen nichts an. Das wäre ein kapitaler Fehlschluss, denn die Maximen der Bergpredigt sind universal und gelten auch dann, wenn es Gott nicht gibt. Unsere Verfassung, das Grundgesetz, beginnt, und zwar ganz bewusst mit Blick auf diese Maximen, mit den Worten „Die Würde des Menschen ist unantastbar“ – wohlgemerkt die Würde ausnahmslos jedes Menschen. Das ist, um mit Kant zu sprechen, ein schlichtes Gebot der praktischen Vernunft, denn nur so ist ein gedeihliches menschliches Zusammenleben auf Dauer möglich, und es gilt deshalb auch dann, wenn man nicht an Gott glaubt.[[3]](#footnote-3)

Nochmals: Theologen sehen das etwas anders. Aber St. Martin hat das jedenfalls im Ergebnis genau so gesehen, und er hat vor allem – und das ist hier wie stets allein entscheidend – danach gelebt und gehandelt.

(3) Sulpicius Severus – und nicht nur er – schildert St. Martin als äußerst bedürfnislosen und bescheidenen Menschen und betont seine asketische Lebensweise.

Die Frage, wie er wohl ausgesehen hat, lässt sich damit recht gut beantworten: Als bedürfnisloser Asket war er zweifellos eine mehr als hagere Gestalt und legte wenig Wert auf seine äußere Erscheinung. Sulpicius Severus erwähnt, er habe eine völlige „Geringschätzung für seine Kleidung“ gehabt, und andere Bischöfe hätten ihn sogar eine „verachtenswerte Person“ genannt wegen seines „verabscheuungswürdigen Aussehens mit schmutzigem Gewand und wirrem Haar“.

Das ist freilich erklärungsbedürftig: Schon damals waren viele Bischöfe einem luxuriösen Leben nicht abgeneigt. Sulpicius Severus kritisiert das, indem er ihnen St. Martin ganz drastisch als Gegenbeispiel vorhält, und bemerkt abschließend, viele Bischöfe seien einfach auf seinen bedürfnislosen Lebenswandel neidisch gewesen, weil sie selbst dazu nicht fähig gewesen seien. Was nichts daran ändert, dass er wenig Wert auf sein Äußeres gelegt hat.

Seine Muttersprache war Lateinisch, allerdings nicht mehr das klassische Latein eines Cäsar oder Cicero, sondern ein sehr viel einfacheres Latein.[[4]](#footnote-4) Aber Latein war immer noch die Umgangssprache, zumindest im Westen des römischen Reichs. Im Osten, wohin Konstantin seine Residenz verlegt hatte – nach Byzanz, das er in Konstantinopel umbenannt hatte, das heutige Istanbul – wurde Griechisch gesprochen. Das hat der Bischof St. Martin wohl nicht beherrscht, obwohl es die Sprache des Neuen Testaments ist. Auch weiß ich nicht, ob er lesen oder schreiben konnte. Das war zu „klassischen“ römischen Zeiten für einen Römer, sofern er nicht zur absoluten Unterschicht gehörte, zwar eine Selbstverständlichkeit, aber diese Zeiten waren längst vorbei. Martinus hatte das Kriegshandwerk gelernt, und dazu musste man wenn überhaupt, dann allenfalls lesen, aber nicht schreiben können. Beides, Lesen und Schreiben, waren damals noch zwei getrennte Fertigkeiten – zwar konnte jeder, der schreiben konnte, natürlich auch lesen, aber umgekehrt war das nicht so. Jedenfalls hat St. Martin nichts Schriftliches hinterlassen, und mich macht nachdenklich, dass Sulpicius Severus nirgends etwas davon erwähnt, St. Martin habe sich in heilige Schriften vertieft. Er nennt ihn sogar „ungebildet“, was auch immer das heißen mag. Außerdem meint Sulpicius, St. Martin sei kein großer Redner gewesen, betont aber gleichzeitig seine scharfsinnige Gesprächsführung. Das ist nur scheinbar ein Gegensatz: Sulpicius Severus will damit bildhaft deutlich machen, dass St. Martin nicht durch die Art seiner Rhetorik, sondern durch den Inhalt seiner Rede überzeugt hat. Und natürlich durch seine Person, durch seine Ausstrahlung. Das ist etwas, was man nicht erklären kann, was manche Menschen einfach haben: sie betreten einen Raum, einen Saal, sie treten einem gegenüber und sind auf Anhieb sympathisch oder auch unsympathisch, je nachdem, das lässt sich nicht rational erklären. St. Martin besaß diese positive Ausstrahlung trotz seines „ungepflegten“ Äußeren offenbar in ganz außergewöhnlichem Maß.

Hatte St. Martin Humor, konnte er auch mal herzhaft lachen? Eindeutig nein – er durfte nicht lachen, das gehörte sich nicht für eine asketische Lebensweise. Noch Jahrhunderte lang war Lachen in vielen klösterlichen Gemeinschaften streng untersagt, wie überhaupt jede weltliche Gefühlsregung.[[5]](#footnote-5) Dazu wieder Sulpicius Severus: „Niemand hat ihn jemals erzürnt, niemand aufgebracht, niemand betrübt, niemand lachend gesehen ...“

(4) Zurück zum zentralen Gebot der Nächsten- und Feindesliebe und zunächst zu Kaiser Konstantin, den man den ersten christlichen Kaiser genannt hat – aber Nächsten- und Feindesliebe? So etwas war ihm völlig fremd. Schon seine Hinwendung zum Christentum begann an den Milvischen Brücke damit, dass er zunächst ein Blutbad unter seinen bereits besiegten Feinden anrichtete und sodann den Kopf seines toten Widersachers aufgespießt durch die Straßen Roms tragen ließ. Soweit der erste christliche Kaiser.

Ganz anders St. Martin, der sich nach seiner Taufe viele Jahre lang hartnäckig um die Entlassung aus dem Militärdienst bemüht hat, weil er es mit dem christlichen Glauben nicht vereinbaren konnte, mit Gewalt gegen andere Menschen, egal welchen Glaubens, vorzugehen. Sulpicius Severus schildert medienwirksam, wie Sankt Martin vor einer Schlacht gegen Germanen beim Apell vor die Mannschaft vorgetreten sei und dem Kaiser erklärt habe, er werde sein Schwert nicht gegen die Germanen erheben, er sei kein Krieger des Kaisers, sondern Krieger Gottes ohne Waffen. Das war Meuterei, die mit dem Tod bedroht war. Der Kaiser, so Sulpicius, habe Martin einen Feigling genannt, und Martin habe erwidert, er werde dem Feind an vorderster Front unbewaffnet und mit entblößter Brust entgegentreten, Gott werde ihn schützen. Zu alledem kam es nicht, denn der Feind zog sich freiwillig zurück und St. Martin kam ungeschoren davon. Aber der Vorfall, selbst wenn er sich wohl nicht ganz so dramatisch zugetragen hat, ist exemplarisch für die Haltung und das Selbstverständnis von St. Martin. Heiden, berichtet Sulpicius Severus, habe St. Martin auch als Bischof nur mit der Kraft seiner Worte bekämpft, aber heidnische Heiligtümer habe er in seinem Bistum nicht geduldet – das ist sicher richtig – und eigenhändig zerstört – hinter „eigenhändig“ mache ich ein Fragezeichen.

St. Martin trat ohne Rücksicht auf schwerwiegende Konsequenzen, die ihm drohten, für bedrängte Mitmenschen ein. In einem historisch sehr gut verbürgten Fall waren es „abtrünnige“ Christen: Priscillan, ein Bischof aus Iberien, dem heutigen Spanien, und mehrere seiner Anhänger waren in Trier als Häretiker (Ketzer) angeklagt, weil sie einige von der Amtskirche abweichende Ansichten vertraten. St. Martin ging nach Trier, um seinen Amtsbruder und dessen Anhänger zu verteidigen, auf die Gefahr hin, selbst als Häretiker angeklagt zu werden. Das geschah zwar nicht, aber seine Intervention blieb erfolglos, Priscillan und seine Anhänger wurden verurteilt und hingerichtet. Ironie am Rande: Kaum waren die staatlichen Christenverfolgungen vorbei, begannen Christen selbst damit, Christen zu verfolgen.

Zum Schluss muss ich St. Martin noch von dem hohen Ross herunterholen, auf das ihn die Nachwelt bei der Mantelteilung gesetzt hat. Sulpicius Severus schildert die Szene ausführlich, aber von einem Pferd ist dort nirgends die Rede. Das passt auch nicht zu St. Marin. Er war kein Heiliger hoch zu Ross, anders als die andere französische Nationalheilige Jeanne d´Arc, die Heilige Johanna. Er ist seinen Mitmenschen nie von oben herab, sondern stets auf gleicher Höhe von Mensch zu Mensch entgegengetreten. Und außerdem, das Pferd, damals noch ohne Steigbügel, mit einer Hand im Zaum zu halten, zugleich mit zwei Händen einen schweren römischen Militärmantel auszubreiten und ihn mit einer weiteren Hand[[6]](#footnote-6) mit einem Schwertstreich auseinander zu hauen, das wäre eine artistische Meisterleistung gewesen, die ich ehrlich gesagt selbst dem jungen Martinus bei allem Respekt nicht zutraue.[[7]](#footnote-7) Kurzum, der Gemeinderat hat das völlig richtig gesehen, als er Fritz Fuss den Auftrag für die Gestaltung der Skulptur auf dem Vorplatz der Martinskirche erteilt hat: Dort tritt, wie von der Gemeinde gewünscht, St. Martin dem Bettler ohne Pferd von Mensch zu Mensch auf gleicher Höhe – „auf Augenhöhe“ heißt das heutzutage – entgegen.

Aber um nicht missverstanden zu werden: Ich habe überhaupt nichts gegen den schönen Brauch des Martinsritts, ganz im Gegenteil: Er hält auf eindrücklich bildhafte Weise die Werte in Erinnerung, die mit dem Namen des Heiligen und des Menschen Sankt Martin verbunden sind.

(5) Wenn Sie dem Menschen St. Martin ganz nahe sein wollen, dann fahren Sie nach Trier, das römische Augusta Treverorum. Trier war bis zum vierten Jahrhundert eine kaiserliche Residenzstadt, in der sich St. Martin mehrfach aufgehalten hat. Damals wie heute betrat und betritt man die Innenstadt von Trier durch die Porta Nigra, das Schwarze Tor – damals war es noch fast weiß. Gehen Sie durch die Porta Nigra, bleiben Sie unter dem Torbogen stehen und schließen Sie die Augen. Und jetzt wissen Sie: Genau hier, wo Sie jetzt stehen, stand vor über anderthalb Jahrtausenden auch St. Martin, als er die römischen Torwachen um Einlass gebeten hat.

1. Das ist das am meisten gennannte Datum. Manche Historiker nennen den 4. Juli 371, und ich persönlich meine, es war schon am 4. Juli 370. Auf jeden Fall war es ganz sicher an einem 4. Juli, das ist für unsere Martinskirche wichtig, denn deren Weihedatum ist ebenfalls der 4. Juli, das war im frühen Mittelalter der eigentliche „Martinstag“. [↑](#footnote-ref-1)
2. Nicht zu verwechseln mit Marmoutier bei Saverne im Elsaß. [↑](#footnote-ref-2)
3. Kant hat daraus allerdings gefolgert, es sei ein Gebot der praktischen Vernunft, an Gott zu glauben, auch wenn seine Existenz nicht bewiesen werden kann. Schon Zeitgenossen Kants haben gemeint, das sei inkonsequent, Kant habe so lediglich dem Vorwurf der Gottlosigkeit und damit der Zensur vorbeugen wollen, aber das ist wohl nicht richtig. Und Heine hat gespottet, Kant habe nur seinen Diener Lampe besänftigen wollen, der betrübt gewesen sei, dass Kant in der „Kritik der reinen Vernunft“ kurzerhand Gott abgeschafft habe. Letzteres ist unzutreffend, was Heine, der mit Kants Philosophie bestens vertraut war, natürlich wusste. Kant hat nur dargelegt, dass und weshalb sich die Existenz Gottes nicht beweisen lässt. [↑](#footnote-ref-3)
4. Ein einfaches Latein, wie es auch Sulpicius Severus schrieb. Dafür bin ich ihm mit meinen nicht mehr so ganz sattelfesten Lateinkenntnissen sehr dankbar. [↑](#footnote-ref-4)
5. Dass sich bei weitem nicht alle daran hielten, ist eine andere Sache, aber St. Martin nahm sein Asketentum zweifellos ernst. [↑](#footnote-ref-5)
6. Das wäre dann die vierte von seinen zwei Händen. [↑](#footnote-ref-6)
7. Die Martinsreiter unserer Zeit tun sich da leichter, sie können den Mantel, anders als St. Martin, zuvor entsprechend präparieren. [↑](#footnote-ref-7)